

## Prolog

„Sie legen uns also wieder was auf den Tisch, was sozusagen in der alten Zeit spielt. Reicht's damit nicht langsam?“, fragte der Verleger den Schriftsteller. „Ich muss das schreiben, wo's mich hinzieht. Außerdem, wissen Sie, greift doch auch Verschiedenes bei mir kräftig ins Hier und Heute. Ich versichere Ihnen, das, was ist, kommt keinesfalls zu kurz, keinesfalls“, wehrte sich der andere.

„Nun gut. Weil wir Sie grundsätzlich schätzen und in Anbetracht unserer langen Zusammenarbeit. In Gottes Namen. Aber hören Sie: Es ist das letzte Mal. Und: Schreiben Sie bitte einen aussagekräftigen Vorspann, damit der Leser von heute überhaupt eine Chance hat, da noch reinzukommen. Was Ihnen da immer noch im Kopf herumspukt, rückt uns allen ja immer ferner. Und die *jungen* Leute wissen gar nichts mehr davon.“

„Machen wir, machen wir“, beteuerte eilends der Autor, eilte nach Hause und brachte das Folgende zu Papier:

*„Talanta war einmal ein geteiltes Land. Die zwei Hälften, die über Jahrzehnte in ziemlicher Konkurrenz zueinander standen, im Nebeneinander treffend zu charakterisieren, fällt aus den unterschiedlichsten Gründen von Jahr zu Jahr schwerer.“*

*Kein Zweifel besteht daran, dass es sich um eine östliche und eine westliche Hälfte handelte und dass letztere schließlich einen in der ersten Euphorie allgemein als glänzend empfundenen Sieg landete. Manches andere scheint jedoch derzeit immer noch mehr oder weniger fraglich zu sein. Oder anders gesagt: Das Urteil, das gefällt wird, hängt letztlich davon ab, welche grundlegende Position der Betrachter zu Fragen von Staat und Gesellschaft einnimmt und – nicht zu vergessen – wie es um seine Lust oder Eignung bestellt ist, sich ernsthaft um Grundsätzliches Gedanken zu machen.*

*So wird der frühere Westen von den einen gern als finsternes Land der Monopole, Bosse und Banken gebrandmarkt. Andere sprechen dagegen von einem Ort, wo sich der Einzelne wie auch Wirtschaft und Kultur in größter Freiheit entfalten konnten – mit den entsprechenden Konsequenzen für das allgemeine und besondere Leistungsvermögen. Demgegenüber wird das verfloren Ost-Talanta als Reich einer lahmdenden Kommandowirtschaft und kaum zu glaubenden persönlichen Unfreiheit angesehen oder – im Gegenteil – von anderer Seite als alles in allem achtenswerter Versuch betrachtet, zum*

*ersten Mal in der Geschichte der talantesischen Nation sozial gerechte Verhältnisse herzustellen.*

*Das sich unter solchen komplizierten, oft zutiefst widersprüchlichen Vorzeichen auch entsprechend problembeladene Lebensläufe ergaben, dürfte sich beinahe von selbst verstehen ...“*

„Sie haben unsere Erwartungen wieder mal voll und ganz erfüllt. Das ist doch nichts Halbes und nichts Ganzes ... aber wie gesagt: In Gottes Namen auf ein Letztes“, sagte dazu der Verleger.

# I

„Tja, mein lieber Carlo, was *du* wieder alles wissen willst ... man sieht halt wieder, dass du von woanders herkommst, obwohl ... das ist übrigens nicht als Kritik gemeint ...“

„Aber Henriette, sag doch mal selbst: Da wird ein Mann geehrt, geradezu hofiert, möchte ich sagen, der einmal hier allerhand auszustehen hatte, ja, es war so schlimm damit, dass er keinen anderen Ausweg sah, als wegzugehen – und keine vierzehn Tage später versammelt sich zum Teil das gleiche Klientel, es waren wirklich fast haargenau die gleichen Nasen, und da wird ein Buch vorgestellt über einen, der in eben jener Zeit auf der anderen Seite stand und zwar, wie’s aussieht, ziemlich fest und unverrückbar, das muss mir einer erst mal erklären, da ziehen die gleichen ohne Zweifel klugen Leute die gleichen feierlichen Gesichter, das ist doch ...“

„Jaa ... da ist schon was dran, aber ... also, so lang ich hier sitze und das sind nun schon fast zwanzig Jahre, war das so. Der Lenzen war eine Sache für sich und der Drygalla. Kein Mensch hat sich darüber, wenn ich das richtig sehe, Gedanken gemacht ...“

Der dreißigjährige Carlo Schultheiß war seit knapp einem halben Jahr Redakteur bei der „Neuen Mittellandpost“. Aufgewachsen in einer der großen Städte des Soldener Industriereviers, hatte er in der Landeshauptstadt Mantribur Journalistik studiert, volontierte auch in einem Blatt dort, absolvierte im Anschluss ein halbes Dutzend Praktika, trieb noch dies und jenes andere, schlug sich zwischendurch auch mal eine Weile als freier Autor durch, bis es endlich bei der „Neuen Mittellandpost“ mit einer Anstellung klappte.

„Bewirb dich in Molda. Es gibt da eine interessante Annonce. Redakteur Lokales. Ist zwar tiefste Provinz, aber auf jeden Fall besser als nichts ...“, hatte ihm ein Studienkamerad gesagt, der in der Gegend, im Rayon Mittelland, als Pressesprecher eines regionalen Wirtschaftsverbands untergekommen war. Daraufhin schickte Schultheiß seine Standardbewerbung ab, wurde ein knappes Jahr später – er hatte die Sache schon ad acta gelegt – zu einem Gespräch eingeladen, bei dem er sich ganz annehmbar aus der

Affäre zog, und danach auf Probe im Ressort Lokales Stadt Molda eingestellt.

Er war damit allerdings, anders ließ es sich nicht sagen, vom Regen in die Traufe geraten. Die Kollegen in der Moldaer Lokalredaktion, die fast alle dicht vorm Pensionsalter standen, malten sich Tag für Tag aus, was sie – wenn es denn endlich so weit war mit dem Ende ihrer Qualen – alles tun und lassen würden. In diesem Zusammenhang bemitleideten sie den Neuen nach Kräften.

„Du armer Kerl. Freu dich. Der Dank des Vaterlands ist dir gewiss. Wirst für drei arbeiten müssen. Die Säcke da oben stellen doch niemand mehr ein. Jahre deines Lebens, Kamerad, werden dahingehen unter unvergleichlichen Schmerzen, die schönsten Jahre.“ Das bekam er in zig Variationen zu hören. Einmal hätte wahrlich genügt. Kein Wunder, dass er – wenn es irgendwie ging – die Kollegen Kollegen sein ließ.

Mit der sich erst der Fünfzig nähernden Henriette Schulz unterhielt er sich dagegen ganz gern. Sie neigte dazu, alles von der heiteren Seite zu sehen, und war vor allem grundehrlich. Sie bekannte ihm gegenüber schon in der zweiten Woche, dass sie als Redakteurin an sich wunderbar den Beruf verfehlt habe, das viele Denken und Schreiben wäre überhaupt nicht ihre Sache, und sie geizte darüber hinaus nicht mit guten Ratschlägen, was den Umgang mit dem Chef vom Dienst wie dem stellvertretenden Chefredakteur, der die Lokalredaktionen unter sich hatte, sowie diversen Größen in der Stadt betraf, mit denen man es sich möglichst nicht verderben sollte.

Mancher Tipp erwies sich als goldwert. Dass er demnächst – wovon man in der Redaktion mittlerweile ausging – einen festen Vertrag bekommen würde, hatte er wohl zum nicht geringen Teil der Kollegin zu danken.

Im Fall Steffen Lenzen/Heinz Drygalla konnte ihm Henriette, hatte es den Anschein, allerdings auch nicht helfen. Was nicht weiter schlimm war. Es war äußerst zweifelhaft, ob die Sache so schnell oder überhaupt noch einmal ein Thema werden würde. Es gab ganz andere Geschichten in Molda und Umgebung. Da versickerten an verschiedenen Stellen offenbar seit Jahr und Tag Millionen, wohin, wusste kein Mensch, drohte lebenswichtigen städtischen Einrichtungen permanent das Aus, war das Stadtparlament heillos zerstritten, prozessierte seit Jahren schon die Stadt gegen die

zuständige Rechtsaufsicht. Beide Seiten warfen sich gegenseitig das Schlimmste bis hin zu Vertuschung, Täuschung, Korruption, ja, in einem Fall sogar vorsätzliche Körperverletzung vor. Aber war es anderswo besser? Man konnte es sich kaum vorstellen.

Dergleichen Dinge seien, recht besehen, gar kein schlechtes Zeichen. Nur wo viel da sei, könne auch viel malträtiert werden. Das hatte Jorge Panapas, der Chef einer gemeinnützigen politischen Stiftung in Mantribur, bei der Schultheiß ein halbes Jahr als Praktikant mit von der Partie war, immer gesagt. Wenn man unter sich war. Nach außen hin redete er das übliche Wischi-Waschi. Aber immerhin. Der Mann *hatte* wenigstens noch Hintergedanken. An anderer Stelle, wo Schultheiß jobbte, war drin gewesen, was draufstand. Das war ungleich schlimmer. Schöner Erfahrungsschatz.

Der Redakteur auf Probe sah zum Fenster hinaus. Draußen dehnte sich – ein Traum in Weiß – eine Obstplantage, die sich bis zu einem sanft ansteigenden, von knallgelbem Löwenzahn bedeckten Hügel hinzog. Die Kollegen hatten Recht. Man hockte und tippte hier Tag für Tag inmitten eines Idylls, das einem – so schön und bewundernswert in sich ruhend es sich ausnahm oder gerade deswegen – auf die Dauer nicht unbedingt gut bekam. Der Redakteur Rolf Fechner, dessen besondere Stärke gewagte Vergleiche waren, sprach von einem lähmenden Klein-Arkadien, bestens geeignet, den größten Zampano müde und träge zu machen.

Vor drei Jahren waren die Mantelredaktion und die Moldaer Lokalredaktion aus dem Zentrum hier raus ins Gewerbegebiet „Rotes Feld“ nahe der lang schon nach Molda eingemeindeten Ortschaft Röttitz gezogen. Man saß hier in einem verschwenderisch verglasten Neubau, einen Steinwurf weg von einer der letzten großen Streuobstwiesen, die sich in der Gegend erhalten hatten, und konnte glatt vergessen, dass ganze sieben, acht Kilometer weiter in Richtung Südwest Molda mit seinen immerhin noch gut hunderttausend Einwohnern lag und – wie jedenfalls die meisten Kollegen meinten – dabei war, einen beispiellosen Niedergang zu erleben. Ab und an klang die Stimmung auch in den Artikeln an, die man den armen Lesern zumutete.

Molda, war da zu lesen, das einstige hochgelobte Zentrum des Sports, der Leichtindustrie, des Bergbaus, von Wissenschaft und Forschung, Kunst und Kultur, habe in dem vorliegenden Fall X wieder einmal gewaltige Defizite offenbart und bei deren versuchter Bewältigung alles andere als eine glückliche Hand bewiesen. Es wäre an der Zeit, endlich konsequent gegenzusteuern, aber dafür fehle es wohl leider an den nötigen ideenreichen und entschlossenen politischen Köpfen und an den nötigen finanziellen Ressourcen erst recht.

Der letzte große Crash war der unfassbare Offenbarungseid des Geschäftsführers der städtischen Gesellschaft für Trink- und Brauchwasserversorgung (GTBV) gewesen. Sollte ein Konkurs des Unternehmens noch abgewendet werden, hatte der Mann den Stadtrat in öffentlicher Sitzung wissen lassen, müssten die Wasserpreise in allen Teil-Segmenten im Schnitt um das Dreifache angehoben werden. Er habe seit Jahren die befassten demokratischen Gremien auf die unverschuldete, durch die dramatische Veränderung einiger zentraler Rahmenbedingungen entstandene Schiefelage der GTBV hingewiesen. Leider habe es von dort jedoch nicht die geringste Reaktion gegeben.

Die andere Seite, namentlich der Ausschuss des Stadtrats für Wirtschaft, Verkehr und Versorgungsleistungen, wusste sich zu wehren. Die GTBV sei eine eigenverantwortlich tätige Gesellschaft und habe alle Macht und Möglichkeit, ökonomisch sinnvoll zu agieren. Man sollte also gefälligst *selbst* aktiv werden, schlüssige Vorlagen erarbeiten und nicht mit pauschalen Schuldzuweisungen um sich werfen, die nichts besser machen würden, sondern die Stadt nur weiter in Verruf brächten. Dass der Mann von der GTBV darauf zu antworten wusste, versteht sich. Vorlagen habe es wie Sand am Meer gegeben ...

Am Ende wurden die Wasserpreise tatsächlich erhöht, allerdings parallel dazu ein umfangreiches Zuzahlungsprogramm für nachweislich sozial bedürftige Familien und Einzelpersonen beschlossen, das die städtischen Schulden, die zu dem Zeitpunkt ohnehin schon eine schwindelerregende Höhe erreicht hatten, weiter vermehren dürfte. Außerdem war zu erwarten, dass die neuen Preise postwendend zu größerer Sparsamkeit beim Wasser-

verbrauch führten, weshalb es fraglich war, ob die angestrebten höheren Einnahmen am Ende wirklich zu verbuchen sein würden.

Rolf Fechner, jener Kollege, der den Begriff „Arkadien“ in die Diskussion gebracht und damit nicht zum ersten Mal wie Schultheiß einräumen musste ins Schwarze getroffen hatte, war mit dem Lenzen-Drygalla-Problem schnell fertig. Als der Jüngere das Thema ihm gegenüber anschnitt, blaffte er nur: „Einer schlimmer als der andere, sag ich dir. Eben richtige Künstlertypen. Hätten alle beide mal für ein Jahr in die Braunkohle oder ans Fließband gemusst. Astreine Knalltüten. Der eine kultiviert seit Jahrzehnten seine Leidensgeschichte, macht damit auch – wen wundert’s – sagenhaft Punkte. Die neuen Herren brauchen solche Geschichten, um von dem Pfusch, den sie selber veranstalten, abzulenken. Ja, das ist schon so. Leider Gottes. Und der andere ist nicht viel besser. Der tut so, also hat so getan, als ob damals jeder so auf den Putz hauen konnte wie er. Der hatte doch garantiert was in der Hinterhand. Wurde ja auch einiges gemunkelt damals. Aber beweis mal was. Lohnt sich nicht, sich lange mit der Chose aufzuhalten, Kollege. Damit ist kein Blumentopf zu gewinnen. Du kriegst von allen Seiten nur paar auf die Mütze. Weil sich da, verstehst du, niemand mit Ruhm bekleckert hat damals. Die Welt will betrogen sein. Summa summarum.“

Was mit der Andeutung gemeint war, Drygalla hätte seinerzeit vermutlich etwas in der Hinterhand gehabt, wusste Schultheiß mittlerweile nur zu gut. Es ging um die Besonderen Dienste, die im östlichen Teil des Landes vormals ein dicht gestricktes Netz konspirativ verpflichteter ziviler Mitarbeiter unterhielten. Man wollte wissen, was die Leute dachten, wie sie im tiefsten Innern zu Partei und Regierung standen, inwieweit auf sie Verlass war oder ob und in welchem Umfang sie als Wackelkandidaten oder gar Feinde anzusehen waren. Das herauszubekommen, war alles andere als einfach. Die meisten Leute behielten tunlichst für sich, was ihnen an Widersetzlichem und Aufmüpfigem durch den Kopf ging. Darum gewährten die Besonderen Dienste ihren Helfershelfern einen großen Spielraum. Sie durften ungestraft die schlimmsten Dinge sagen und tun, um jemand aus der Reserve zu locken. Könnte Drygalla ein solcher Lockvogel gewesen

sein? Einer, der nur aus der Reihe tanzte, um andere auf Herz und Nieren zu prüfen und im Falle des Falles dingfest zu machen? Auszuschließen war es nicht, aber Schultheiß – warum, hätte er nicht sagen können – hatte da seine Zweifel.

Er war durch zwei Veranstaltungen, zu denen ihn die Zeitung schickte, auf die denkbar unterschiedlichen Lebensläufen aufmerksam geworden.

Anfang April gab es im Moldaer Ratssaal eine Lesung mit Steffen Lenzen. Der Dichter, der seit gut vier Jahrzehnten im von Anfang an westlich orientierten talantesischen Landesteil lebte, war aus Anlass seines achtzigsten Geburtstags eingeladen gewesen. Bevor er einige Gedichte und kurze Prosatexte las, die ihm, Schultheiß, im Übrigen meist ein Buch mit sieben Siegeln blieben, sprachen der Oberbürgermeister und der Vorsitzende des Moldaer Literaturklubs. Beide gingen dabei ausführlich auf das gute Dutzend Jahre ein, das Lenzen in Molda verbrachte.

Den Einlassungen ließ sich Folgendes entnehmen: Der Dichter, in den die Oberen zunächst beträchtliche Hoffnungen setzten, war seinerzeit in Mantribur empfindlich angeeckt. Nachdem er erleben musste, wie ein naher Verwandter, ein angesehenener, allseits beliebter Hochschullehrer, weil er mit einem Vorgesetzten aneinandergeraten war, perfide drangsaliert und dann sogar entlassen wurde, schrieb er zunehmend Sachen, die kaum noch mit dem Kurs der allmächtigen Staatspartei in Einklang zu bringen waren. Er ließ durchblicken oder sagte es an dieser oder jener Stelle auch rundheraus, dass er dem sozialistischen System kritisch gegenüberstand, weil es offenbar weder willens noch in der Lage war, dem Einzelnen ausreichend Denk- und Handlungsfreiheit zu gewähren. Dafür fand er eindringliche poetische Bilder und ihm strömten in der Folge, was angesichts der sich allmählich dem Nullpunkt nähernden Stimmung im Lande weiter kein Wunder war, immer mehr begeisterte Leser zu. Seine Bücher waren im Nu vergriffen, die Lesungen über alle Maßen gut besucht. Dem Kulturministerium wie den mit den Belangen von Kunst und Kultur betrauten Gremien der Partei konnte das unmöglich gefallen. Man dachte allerdings zunächst nicht unbedingt an irgendwelche restriktive Maßnahmen. Lenzen war noch jung. Da schien noch nicht alle Hoffnung verloren zu sein. Hinzu kam,

dass der Dichter zu der Zeit Mantribur verließ und in das entlegene Molda ging, wo seine Frau eine Stelle als Psychologin zugewiesen bekommen hatte. Das nährte gewisse Erwartungen. Vielleicht würde der auf Abwege geratene Poet fern der Metropole zur Vernunft kommen, am Ende – was noch besser wäre – in Vergessenheit geraten oder wenigstens an Popularität verlieren. Doch nichts dergleichen geschah. Lenzen dichtete fleißig weiter und blieb in aller Munde, ja, Molda drohte zum Begriff zu werden, zum Pilgerort für unzufriedene, aufsässige junge Leute. Vor allem solche und das waren seinerzeit erstaunlich viele, die selbst Gedichte schrieben.

Jetzt sah sich die Staatsgewalt veranlasst, die Glacéhandschuhe auszuziehen. Man machte Lenzen seitens des Kulturministeriums wie des Schriftstellerverbands unmissverständlich klar, dass er *so* auf keinen grünen Zweig mehr käme. Wenn er wolle, dass von ihm weiterhin etwas erscheine, habe er sich um hundertachtzig Grad zu drehen. Doch der junge Mann dachte nicht daran, klein beizugeben. Er spielte vielmehr mit dem Gedanken, Hilfe und Beistand im westlichen Teil des Vaterlands zu suchen, wo er inzwischen kein Unbekannter mehr war. Es war – in Erinnerung an frühere, ähnlich liegende Fälle – beileibe nicht auszuschließen, dass er bald als neuer Stern am westlichen Literaturhimmel und als eine weitere Galionsfigur des Kampfes gegen Sozialismus und Kommunismus gefeiert werden würde.

Angesichts dieser Sachlage unternahm man allerhand, um Lenzen im Guten wieder auf den rechten Weg zu bringen. So gab es auf einmal lukrative Verlagsangebote, wurden verlockende Pro-forma-Anstellungen, ja sogar mit großzügigen Stipendien verbundene Auslandsaufenthalte in Aussicht gestellt. Als das nichts fruchtete, schlug man erneut einen harten Kurs ein, drohte damit, ihm wegen staatsfeindlicher Tätigkeit den Prozess zu machen. Schließlich wurde ihm – ein solcher abrupter Wechsel in der Vorgehensweise war damals nicht ungewöhnlich – die Möglichkeit eröffnet, in ein Land seiner Wahl auszureisen, ein absolutes Privileg in einer Zeit, da Ost-Talanta nach Westen hin durch ein in der Welt seinesgleichen suchendes Grenzregime lückenlos abgeschirmt war. Als auch das nichts half, Lenzen war gewillt, um jeden Preis dort zu bleiben, wo er seine Leser hatte, traten mit offensichtlicher Billigung des Kulturministeriums die

berüchtigten Besonderen Dienste in Aktion. Sie waren berechtigt, gegen Bürger, die nicht zu allem Ja und Amen sagten, alle nur denkbaren Mittel zum Einsatz zu bringen. Dazu gehörte, Spitzel aus der nächsten Umgebung der Betroffenen anzuwerben und mit diversen Aufträgen zu betrauen. Die Methode brachte allerdings in diesem Fall nicht im Entferntesten die gewünschten Ergebnisse, was teils an der fehlenden Eignung der gewonnenen, nicht über die nötige literarisch-künstlerische Bildung verfügenden „Beobachter“, teils an der Vorsicht und Klugheit Lenzens gelegen haben mag. Er legte Wert darauf, nichts Unbedachtes oder Verfängliches zu tun, sondern sich stets im Rahmen der geltenden Gesetze zu bewegen.

An dem Punkt kam seitens jener berüchtigten Dienste, die natürlich nicht im Traum daran dachten, zweiter Sieger zu bleiben, ein Verfahren ins Spiel, das unter dem Begriff „Zersetzung“ traurige Berühmtheit erlangte. Die Familie wurde teils subtil aus dem Hinterhalt, teils in aller Offenheit verleumdet. Wechselweise kamen Gerüchte auf, die Lenzens wären in Wahrheit ausgekochte Zuträger im Dienste des Staates, wollten durch ihr oppositionelles Gehabe nur andere zu bedenklichen Äußerungen und Taten verleiten und sie so am Ende ins Verderben stürzen. Es wurden auch gezielt Zweifel an der Kompetenz und Zuverlässigkeit der Psychologin Sophia Lenzen gesät. All das zeitigte ziemlich schnell Wirkung. Es ging bis dahin, dass man sich selbst im weiteren Kreis der Familie Lenzen nicht mehr restlos traute. Angesichts dieser Entwicklung stimmte der inzwischen gesundheitlich angeschlagene Dichter einer Ausreise in den anderen Landesteil zu. Man empfing ihn dort mit offenen Armen, prominente Kollegen nahmen sich seiner an, sorgten für ein erstes Unterkommen und auch ein renommiertes Verlagshaus stand ihm sogleich bedingungslos zur Seite. Die Dinge nahmen, zumal Lenzen weiter fleißig schrieb und sich in jeder Weise als vorzeigbar erwies, dann weiter ihren Lauf. Er bekam nach und nach fast alle bedeutenden Literaturpreise, die West-Talanta vergab, zugesprochen. Beinahe jedes Jahr war er dran. Molda nun geriet darüber nicht in Vergessenheit. Lenzen blieb in engem Kontakt mit hiesigen Freunden und Anhängern und besuchte, als sich später die politischen Verhältnisse umkehrten, sofort die Stadt, wo man ihm einen rührenden Empfang bereitete und ein knappes Jahr darauf zum Ehrenbürger ernannte.